

Streiflichter : eine Reiseskizze auf dem Weg nach Indochina

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wenig und lächelt ein wenig vor Glück. Und jetzt sieht er mich von weitem und winkt und ruft durch die Nase: „Komm, Heinrich, wenn dir das denn doch so gefällt . . . so komm doch! . . . da trink! und da, nimm das Trompetlein. Es ist eigens für dich so klein. Nur frisch angefetzt, es geht schier von selbst! . . .“

Und nun beginnt ein neues Stück. Ich probiere voll Zweifel mitzumusizieren. Ei doch, es läuft wie Wasser. Raum leg' ich die Lippen ans Mundstück, so fängt es an zu klingen, hinauf und hinunter genau die Melodie. Ja, ich sehe wahrhaft die Noten, die ich spiele, wie goldene Kreisel aus dem Blech fliegen, prachtvolle goldene Kreisel. Rings um mich wird alles Gold und Klang. Ich sehe und höre nichts anderes mehr. Wo ist der Land-

ammann, die Linde, wo . . . Wo ist mein Trompetlein?

Halt, wo ist mein Trompetlein? Ein süßgelber Nebel verschluckt alles. Das Trompetlein, o Gott!

„Was, Trompetlein, dumme Heinzell!“ sagt eine ernste Stimme über meinem Bett, und herber, heller Morgen füllt die Kammer. „Da sind Hemd und Hosen. Flink, die Mädchen sitzen schon beim Frühstück.“

Ich kann es nicht fassen, noch eben hielt ich doch das Trompetlein am Munde, und grabe noch hitzig unter den Kissen herum, bis ich völlig erwache. Aber ich bin nicht traurig. In meinem Innern singt und schallt es immer noch deutlich. Ja, ja, da drin trage ich das Trompetlein, trag's überall mit mir!

(Fortsetzung folgt.)

Erde du . . .

Erde, die mein Fuß berührt,
bist mir Ursprung, Spur und Sage,
bist mir Antwort und doch Frage,
die an alle Fragen führt.

Ahn' und Erbe birgt dein Schoß,
zwingt ihr Herz zu Lust und Leiden;
manchen freilich lockten Weiten,
Städtewunder, fern und groß.

Heimatlicher Sensesang,
der Fabriken dumpfes Stöhnen
schrill in mir zusammentönen —
wie entflieh ich diesem Zwang?

Ach, ich reiß' die Stirn mir wund,
tieffsten Urton zu beschwören.
Einmal wirst du mich erhören,
doch dann — Erde — schweigt mein Mund!

J. Zerfaß.

Streiflichter.

Eine Reiseskizze auf dem Weg nach Indochina von Genia van Rees.

Marseille.

Welch ein Meer von Gefühlen bemächtigt sich eines jeden bei einer Ankunft wie bei einer Abfahrt in dieser eigenartigen Stadt. Und diese Gefühle schweben um uns, umringen uns. Sie bedrücken uns wie eine schwere Last. Wie viele fühlen erst hier, daß ein neuerschautes Leben für sie beginnt; wie viele aber, deren große Träume gescheitert, empfinden erst auf diesem Boden die Größe und Tragweite ihres Verlustes.

In mir ist heute nur Freude und Erwartung. Ich beschreite den europäischen Boden voller Ungeduld. Die Stunde des Antritts der „großen Reise“ soll endlich schlagen, und gerade die letzten Minuten erscheinen mir endlos.

Quai de la Joliette. Schon hat die Menschenmenge sich den kleinen „Cap Varella“ zu eigen gemacht. Ein jeder will sich in seiner „Zelle“ so gut wie möglich einrichten, um dann auch baldigst wieder seine sieben Säcklein und alltäglichen

Gewohnheiten zurückzufinden. Ich wandere ziellos von einem Deck zum andern, in Gedanken versunken. Zuweilen erweckt eine Abschiedsszene mein Interesse, und ich gefalle mir darin, mich in diese fremden Menschen, in ihre Schicksale zu versetzen. Dann ist endlich das Signal zur Abfahrt gegeben. Bald ist die Stadt und ihre „Notre Dame de la Garde“ nur noch Traumbild, im Nebel verschleiert.

Port Said.

Erster Kontakt mit dem Orient, von welchem wir so viel erwarten. Und welche Enttäuschung beim ersten Anblick! Eine Hauptstraße, mit Plakaten behängt, welche die üblichen Touristen-Artikel anpreisen. Etwas weiter einige Cafés (Imitation Montparnasse!), auf deren Terrassen ich schon die meisten meiner Reisegefährten wiedererkannt habe. In kreischenden Tönen strömt mir die Melodie eines Schlagers entgegen. Ich



Höchster Durchschnitt der Landenge von Suez bei Ismailia (18 Meter).

flüchte eiligst, denn dieses ist nicht die Atmosphäre des Orients, welche ich suche. Ein anderes Port-Said muß ja bestehen, aber unsere Zeit ist bemessen. Es zieht mich dennoch in einige dunkle beschattete Gäßchen, deren Typus viel mehr meinen Wünschen entspricht.

Die unter der glühenden Sonne blendend weißen Häuser mit ihren flachen Dächern heben sich grell gegen den dunkelblauen Himmel ab. Einige in faltenreiche Gewänder gehüllte Gestalten gehen an mir vorüber, — nur männliche Gestalten, denn die Frau ist hier vom Außenleben vollkommen abgeschlossen. Ich erblicke wohl flüchtig zwischen den grünen Sittern, welche sämtliche Fenster bedecken, ein dunkles Augenpaar in hellem Gesicht, aber sobald ich mich dem Sitter nähere, ist es verschwunden.

In was für einer Gedankenwelt leben wohl diese Menschenkinder, deren Ausblick sich nie verändert? Sie mögen glücklicher sein wie wir, die Länder und Welten durchreisen, immer nach etwas Unbekanntem suchend.

Djibouti.

Ein Erlebnis in diesem Städtchen des Somali-Landes war ein nächtlicher Besuch des berühmten „Quartier Réservé“. Welche Beschreibung kann diesem eindrucksvollen Abend nahekommen!

Ein Auto führte uns in rasender Geschwindigkeit durch öde Gassen. Die Stadt dann hinter uns

lassend, kamen wir an geisterhaften Landschaften und großen Ebenen vorüber. Ein Stacheldraht-Zaun deutete nach kurzer Zeit an, daß wir unser Ziel erreicht hatten. Unser dunkle Chauffeur fuhr weiter, und ich erblickte bald im fahlen Licht des Scheinwerfers eine enge Straße, von niedrigen, ganz primitiv gebauten Häuschen umgeben. Das Signal unseres Autos hatte sämtliche Einwohner dieses Viertels auf die Straße gerufen, und bevor wir aus unserem Wagen steigen konnten, waren wir von einer bunten Schar umklammert, betastet, begrüßt.

Man sagte mir oft, daß die jungen, schönen Mischlinge und Negerinnen dieser Viertel nur ein Phantastebild des Erzählers seien, daß in Wirklichkeit nur alte, verblühte Schönheiten zu sehen sind. Welch ein Irrtum! Mit eigenen Augen sah ich die wunderschönen, vollkommenen Körper im Licht des Scheinwerfers goldbraun und schwarz glänzen. Lachende, fröhliche Gesichter, blühende, schelmische Augen, und die wie in Ebenholz geschnitzten, prachtvollsten Brüste der Welt! Der goldene Schmuck und die vielfarbigen Tücher, welche diese Frauen zieren, heben sich wunderbar auf ihrer dunklen Haut ab.

Wir bahnten uns mühsam einen Weg durch die plaudernde, sich mit lebhaften Gesten anpreisende Schar. Eine alte Negerin führte uns in einen halbdunklen Raum, in welchem wir nun

lange um den Preis für das Zuschauen einiger Tänze verhandeln mußten. Das Wählen der Tänzerinnen fiel uns schwer. Bald hatte sich jedoch ein kleiner Kreis gebildet. Die bunten Gewänder fielen zu Boden, und die dunklen Körper standen in all ihrer Schönheit da. Sie setzten sich langsam in Bewegung, nur noch vom schweren Goldschmuck geziert.

Es war kaum ein Tanzen, — ein regelmäßiges sich-im-Kreise-bewegen, den immer beschleunigten Takt durch ihr Händeklatschen angedeutet. Wogende, kreisende Hüften, glühende, glänzende Augen. . . Das sinnliche, lässige-sich-bewegen der Tänzerinnen, der gesteigerte Rhythmus, all dieses versetzte mich in eine ekstatische Sphäre, in welcher ich Europa und die zivilisierte Welt für einige Augenblicke vergaß.

Colombo.

Ich habe das Gefühl, ich sei seit Jahren von Europa fort. Dieses neue Land spricht schon zu mir, ich habe es schon lieb. Kein Bedürfnis, mich noch an das Zurückgelassene und Gewohnte zu klammern, wie es viele bei der ersten Reise nach dem fernen Osten empfinden.

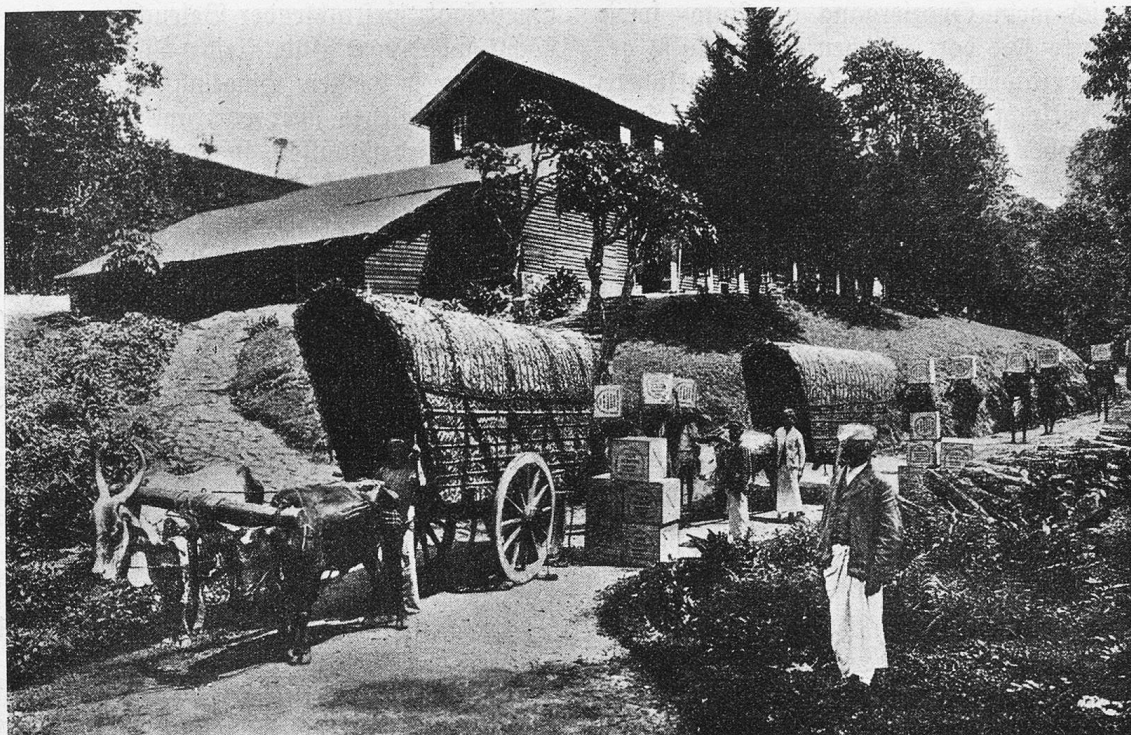
Die Insel Ceylon. „Das Eden auf irdischem Boden.“ Welch wahrer Spruch, wenn wir die Natur dieses Landes erblicken! — Eine Fahrt nach Mount Lavinia, einem Ausflugsort auf dem

Beg nach Randy, führte mich, nachdem ich den europäischen Teil von Colombo verlassen hatte, an kleinen, wunderlichen Under-Hütten vorbei, jedes Häuschen durch einen kleinen Garten mit prachtvoll farbigen Tropenpflanzen geschmückt. Und vor diesen Häuschen, auf allen Straßen, bewundere ich die schlanken, graziösen Gestalten der indischen Frauen und Männer, die wunderbar feine, künstlerische Farbenzusammenstellung ihrer „sarongs“. Welch edlen Gang haben die Under, welcher ernstesten, abgeklärten Blick! Nichts von den hastigen Bewegungen, dem unruhigen, immer suchenden Blick des Westens. Hier lebt eine innere Weisheit, die wir nie ganz ergründen werden. Zwei grundverschiedene Rassen, deren Unterschiede wohl unüberbrückbar bleiben.

„Mount Lavinia“, ein englisches Hotel, für Touristen gebaut, aber in einer unvergeßlichen Landschaft. Der Golf von Colombo ist hier in seiner großen Ausdehnung sichtbar. Felsen und weißer Sand, der sich kilometerweit am Rand des dunkelblauen Meeres hinreckt. Eine unglaubliche Farbenharmonie rufen die Fischerboote mit ihren roten Segeln auf dem azurblauen Wasser hervor. An der Küste stehen überall uralte, hohe Palmen, vom Wind leise bewegt. Der Himmel, welcher seit dem Roten Meer vom Hitzedunst immer weiß und blendend war — ein bedrückendes Gefühl! —, ist hier vom klarsten, schönsten



Ceylon. Lavinia-Hotel und Umgebung.



Tee. Plantage auf Ceylon.

Blau. Und obwohl ich im grellen Sonnenlicht sitze, erscheint hier die Atmosphäre doch bedeutend befreiender.

Die Schönheit dieser Natur ist mir Offenbarung. „Ich selbst bin nicht, die Schönheit löscht mich aus...“ Hier möchte ich leben, hier könnte mein unruhevolles Herz Frieden finden.

Eine unangenehme Überraschung hingegen bedeutete für mich der Besuch eines buddhistischen Tempels. Mit welcher Erwartung betrat ich ihn! Ich fand hier jedoch nur noch den schwachen Widerhall einer einst tiefgegründeten Lehre.

Nachdem ich vor dem Eingang meine Schuhe ausgezogen hatte, führte mich ein Diener des Tempels in einen Vorraum und hielt mir eine Schale entgegen, in welche ich eine Eintrittsgabe legte. Dann wurden mir süßduftende Blumen geboten, für welche ich dem Diener nochmals Kleingeld in die dargebotene Schale legen mußte. Es ging nun an vielen, durch Kerzenlicht spärlich beleuchteten Räumen, an den verschiedensten Bildern und Statuen Buddhas vorbei. Diese letzteren waren fast alle überlebensgroß, ja einige sogar bis sechs Meter hoch, in ripolinartig glänzenden Farben grell gelb und rot bemalt, jedoch ohne jeglichen künstlerischen Geschmac. Das einzig Schöne waren die Blumen, welche vor jedem Bild als Opfer lagen.

Nachdem ich die verschiedenen Räume besichtigt hatte, mußte ich noch den Führer für seine Dienste bezahlen und war froh, als ich wieder im Freien stand. Auch hier haben sich die Priester dieser Lehre der Macht des Geldes unterworfen, und dieses Bewußtsein stimmt mich wehmütig. Ich traure um den klaren, einst so reinen Buddhismus und um die grandiosen Kunstwerke, welche er inspirierte.

Singapur.

Eines Nachmittags landeten wir in Singapur, und zwar mußte der „Cap Varella“ in einiger Distanz vom Hafen den Anker werfen. Ein Motorschiffchen brachte uns bis an die Landungsstelle. Nach den langen Tagen der Meerreise lockte mich der Großstadtbetrieb zu einem Spaziergang. Welch eigenartigen Eindruck machte diese total europäisierte Stadt auf mich! Und ich muß gestehen, daß die breiten Straßen, die zahllosen, reichgeschmückten Schaufenster, das ganze so heimlich gewohnte Leben mir wieder Freude machten. Welch herrliche Baumpflanzungen in dieser Stadt! Und Welch fürstlich breite Alleen, die Schatten und Kühle verbreiten. Man fühlt hier, daß der Engländer alles aufgeboten hat, um sein Leben in den Kolonien so angenehm als möglich zu gestalten. Alles, was er als Hauptcharme der Existenz betrachtet, hat er hier ins Leben erweckt.

Da mich mein Spaziergang an Auto- sowie Rickshaparks (die dort üblichen, durch Kulis gezogenen, zweirädrigen Wägelchen) vorüberführte, ward ich versucht, eine solche für mich seltene Fahrgelegenheit zu benutzen. So fuhr ich denn von einem sehnigen, äußerst flinken Chinesen gezogen, durch manch schönen Stadtteil von Singapur.

Im Rickshawägelchen blickt man dauernd auf den gelb-braunen Rücken des ziehenden Kuli, dessen taktvollen Trab das Wägelchen regelmäßig balancieren läßt: ein wunderbar wiegendes, einschläferndes Gefühl! — Später führte mich ein Auto in den großen botanischen Garten, welcher durch seine farbenprächtigen, in englischem Stil gehaltenen Blumenanordnungen berühmt ist. In diesem Park hat sich eine kleine Affenart vollkommenes Heimatrecht geschaffen. Durch das Autosignal herbeigerufen, nähern sich diese Tierchen ohne jegliche Scheu dem Wagen und bitten um Bananen, welche ihnen hier freudig von allen Besuchern gereicht werden. Die wohlhabendsten der englischen Familien haben sich in diesem Park schöne „Bungalows“ gebaut und wohnen hier etwas außerhalb des Getümmels der Großstadt, inmitten dieses riesigen Gartens. Wer würde sich hier nicht wohl fühlen?

Zum Nachtmahl treffe ich einige Reisegefährten im großen luxuriösen „Raffles-Hotel“. Der

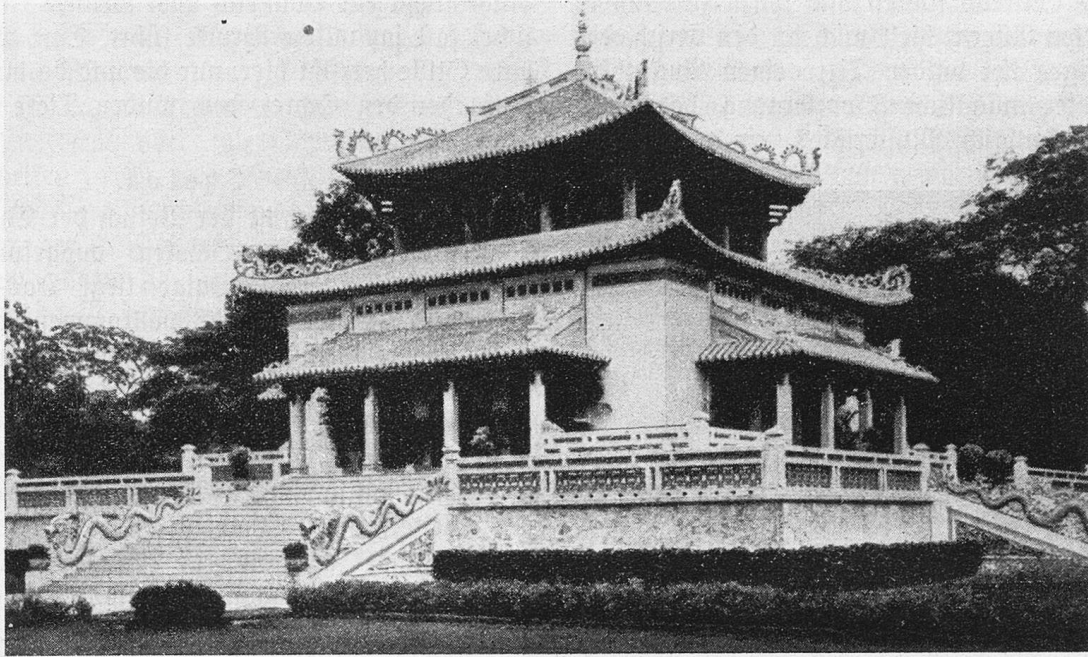
Speisesaal, in strahlender Beleuchtung, bietet ein höchst mondänes Bild, kleine Tische, an welchen die Paare in weißem Smoking und Abendtoilette sitzen. Wir ziehen aber vor, uns auf der großen Terrasse niederzulassen, in der jetzt wohlthuenden, kühlen Luft. Nach der Mahlzeit werden dann auch hier sämtliche Tischlein von den Gästen in Anspruch genommen. Ein Jazz-Orchester, dessen Musiker alle in weiß gekleidet sind, installiert sich nun auf das an einem Ende der Terrasse sich befindende Podium. In der Mitte des Saales ist ein großer Raum freigelassen, für den Tanz bestimmt.

Bald ertönen die wohlbekanntesten Klänge einer der letzten Tanzweisen, und die vielen eleganten Paare setzen sich in Bewegung. Ein schönes Bild, bei welchem man sich jedoch vollkommen nach London versetzt fühlt. Nur ist der Gesamteindruck frischer, heller, vielleicht durch die weiße Kleidung der Herren bedingt.

Mein Blick schweift über die beleuchtete Tanzfläche hinweg, zu den Silhouetten der hohen Palmen, welche sich vom Garten aus wie Schattenbilder gegen die etwas lichtere Himmelsfläche abheben. Es ist eine wunderbar klare Nacht, und die Menge der hier sichtbaren Sterne ist unglaublich! Die Milchstraße erscheint nicht nur als ein nebelartiger Streifen, sie bildet hier ein helles, breites Band.



Ochsengepann auf Ceylon.



Tempel in Saigon.

Die Motorfahrt zum Schiff zurück wirkt wohlthuend und beruhigend. In der Ferne grüßt uns schon die nun wohlbekannte und geliebte Silhouette des „Cap Varella“.

Cap St. Jacques.

Meine Reise nähert sich ihrem Ende, und dieser Gedanke stimmt mich traurig. Man gewöhnt sich an das eintönige Leben an Bord, man gewinnt jedes Plätzchen auf dem Schiff lieb. Außerdem hat man sich in den Wochen der Reise mit einigen der Reisegefährten angefreundet, von welchen man sich jetzt vielleicht auf immer trennen muß. Einige meiner Mitreisenden, nach Saigon berufen, werden dort ihr neues Administrationsleben anfangen. Andere reisen noch bis Annam und Tonkin weiter.

Der Abend bricht an. Und plötzlich wird die Nacht da sein, denn in diesen Gegenden kennt man kaum die Dämmerung. Wir nähern uns dem Cap St. Jacques, letztes flüchtiges Stillstehen, bevor wir in Saigon landen werden. Schon sehe ich in der Ferne die schwachen Lichter des Badeorts leuchten. Wir bleiben jedoch weit außerhalb des Golfes und erwarten hier den „pilote“ mit seinem Schiffchen, welcher uns durch den Fluß von Saigon leiten wird. Eigenartig ist diese Fahrt, die stundenlang währt. Von den Ufern weg dehnen sich endlose Ebenen, und hie und da schmiegen sich einzelne verlorene Annamitenhäuschen, äußerst primitiv gebaut, dem Flusse an, so

wunschlos, so weltenfern. —

S a i g o n.

Einen überraschenden Gegensatz zu dieser Einsamkeit bildete unsere Einfahrt im Hafen von Saigon. Eine große Anzahl harrender, zum Willkomm bereiter Menschen leuchtete uns schon von weitem entgegen. Welche Jubelstimmung bei der Einfahrt!

Mit hochgespannter Erwartung betrat ich einige Stunden später diese vielbesprochene Stadt. Eine echt französische Stadt, das bemerkte ich sofort an der ganz anderen Bauart. Irgend etwas, das an Provinz erinnert, unterscheidet diese Kolonialstadt von den englischen, wenn auch ein großer Luxus vorhanden ist und die französischen Damen ihren echten Pariser chic beibehalten haben.

Nach sechs Uhr abends ist die Promenade der „Inspection“, zu welcher die vornehmen Saigonesen in ihren schönen Autos auf- und abfahren, der „clou“ des Tages. Dies ist die Gelegenheit, zu welcher sich alle treffen und begrüßen. Befreit von der bedrückenden, erschöpfenden Tageshitze genießen nun die Europäer diese Stunden der ausruhenden, etwas kühleren Luft, denn morgens vor 8 Uhr wird die Hitze wieder unerträglich sein.

Saigon besitzt einen prachtvollen botanischen sowie zoologischen Garten, in welchem ich manch schöne Stunde verbracht habe. Oft ließ ich mich abends in einem „pousse-pousse“ (der hiesige Name für die Rikscha-Wagen), bis an den Ein-

gang des Gartens führen und spazierte dann in den dunklen Alleen, hielt mich an den verschiedenen Käfigen der wilden Tiere einen Augenblick auf. Dieser nächtliche Spaziergang hat dann etwas unglaublich Mysteriöses, ein wenig Un-

Nähe fließt ein Bächlein, über welches eine zierliche, fast japanische Brücke führt. Eine wunderbare Stille herrscht hier, nur hier und da durch den Ruf oder den Schrei der wilden Tiere unterbrochen.



Botanischer Garten in Saigon.

heimliches... Im großen Käfig sehe ich die phosphoreszierenden Augen der Tiger leuchten... Ich schaure, denn ich stehe plötzlich vor einer niedrigen Mauer, an welcher ich den Bärengraben erkenne... Etwas weiter entdecke ich eine schöne Pergola, auf deren Steinbank ich etwas ausruhe und meinen Gedanken freien Lauf lasse. In der

ein neuer Reiseplan vor meinen Augen. Aber nur nicht zu eilig! In Saigon habe ich noch vieles zu sehen. Vielleicht erwarten mich dort noch interessante Erlebnisse und Begegnungen.

Weshalb trauern über das Ende einer Reise! Noch habe ich das ganze Leben vor mir, in welchem ich hoffen und erwarten kann.

E h o l o n .

Interessant ist der Besuch der Chinesenstadt Eholon (Scholen ausgesprochen), welche außerhalb Saigon liegt. Das Stadtbild ist hier plötzlich vollkommen anders: andere Straßen, andere Häuser, ganz andere Sitten. Wir fühlen uns hier in China. Die gelbhäutige Bevölkerung ist in ewiger Bewegung, alles geht hier anscheinend nervös, hastig umher. Aber welche guten Arbeiter, diese Chinesen! Das ist auch der Grund, weshalb in Saigon sämtliche Schneider, Schuhmacher usw. Chinesen sind.

In den Straßen von Eholon fühlt man sich in Wirklichkeit im „äußersten Osten“. Hier ist nichts Europäisches mehr. Die Stadt hat ihren typischen Charakter ganz erhalten.

In einem chinesischen Restaurant essen wir mit den bekannten Stäbchen die eigenartigsten Gerichte und atmen dabei den ganz speziellen Kräutergeruch von China und den Chinesen ein, ein Geruch, in welchem für uns unbekannte Kräuter und Weihrauch vermischt zu sein scheinen. Neben mir spielen einige Chinesen mit einem jungen Chinesenmädchen „Mah-Jong“, das Spiel, welches einst auch Europa eroberte, heute aber schon wieder bei uns vergriffen ist.

Auf dem Weg nach Saigon zurück fühle ich meine Neugierde und mein Reisefieber durch Eholon aufs neue erweckt. China möchte ich auch kennen lernen. Hier schwebt

Auf dem Ladoga-Eise.

Eine Geschichte aus Finnland von Jakob Ahrenberg.

Es war im Spätherbst, der Pferdehändler Iwan Bitschof kehrte mit seinen beiden Gehilfen, dem jungen Kareler Tobias und dem Tataren

Ruffein Holam von einem Markte in Kuopio zurück, um in St. Petersburg für guten Preis seine Pferde zu verkaufen.